

„Oral History takes place“

Über ortbezogenes Spurenlesen DDR-bezogener Grenzerinnerungen

Ralf Leipold

1. Einleitung – Oral History einen „Ort“ geben

Die Geschichte steht gemeinhin im Verdacht, allein über die „Zeit“ respektive die kurzen oder langen Zeitlinien und die Entschlüsselung selbiger greifbar zu werden. Auch der Biographie wird weithin nachgesagt, zeitlichen Logiken zu gehorchen, insofern Angehörige einer Generation vornehmlich als Zeit-Zeugen¹ oder als „Kinder ihrer Zeit“ in Betracht kommen. Gleiches scheint auch für die Erinnerung zu gelten, da sie das einst Geschehene meist aus der Gegenwart heraus entlang narrativierter Zeitverläufe rückbesieht, um es unter anderem prospektiv für die Zukunft zu wenden. Dabei ist es spätestens seit Pierre Noras Buchprojekt zu den Erinnerungsorten Frankreichs (*lieux de mémoire*) gemeinhin Konsens, dass die Erinnerung wie auch die Geschichte nicht nur an der Zeit, sondern auch „am Konkreten, im Raum [haftet]“ (Nora 1990: 13). Diese Ansicht hat, ungleich der an ihr geäußerten Kritik (insbesondere nostalgisch, national verengte Raumsicht), bis heute nicht nur unzählige Nachfolgeprojekte in unterschiedlichsten Erdgegenden und folglich eine kaum mehr zu überschauende Inventarisierung diverser räumlicher Erinnerungsgüter gezeitigt (vgl. Erll 2012, 266 f.). Es hat zudem, wenngleich nur unterschwellig, die Geschichtswissenschaft dazu bewegt, sich vermehrt Räumen (in) der Geschichte zuzuwenden (vgl. Rau 2017; Schlögel 2003).

Überträgt man diesen Befund auf einen geschichtswissenschaftlichen Zweig der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung, der sich seit nunmehr fast 30 Jahren als Oral History im Wissenschaftsbetrieb einen Namen gemacht hat, dann eröffnet sich einem demgegenüber gleichwohl ein etwas anderes Bild. Wenngleich dies in der Praxis schon immer implizit erprobt worden ist, man denke nur an Lokalstudien zu KZ-, Kriegs- und Fluchterfahrungen (Plato/Meinicke 1991) oder an das Filmprojekt *Shoah* von Claude Lanzmann (2000) oder auch an die Geschichtsbewegungen der 1980er-Jahre (Museumspädagogischer Dienst Hamburg 1988), bei denen sich die befragte Erinnerung immer auch um Orte und Räume der selbst erfahrenen Lebensgeschichte drehte. Überraschenderweise sieht im Gegensatz dazu die weithin anerkannte Selbstbeschreibung unter Oral Historians für räumliche Betrachtungsweisen indes kaum einen Platz vor: „Mit Oral History [...] ist ein Vorgehen innerhalb der Geschichtswissenschaft bezeichnet, bei dem Erinnerungsinterviews mit ‚Zeitzeugen‘ als historische Quelle dienen“ (Wierling 2003: 81). Derart überrascht es auch nicht, dass die Kategorie „Raum“, ungeachtet

1 Im Folgenden ist bei personen- oder gruppenbezogenen Bezeichnungen immer sowohl das männliche wie auch weibliche Geschlecht gleichermaßen miteingeschlossen. Für dieses Vorgehen wurde sich aus Gründen der besseren Lesbarkeit entschieden.

eines unlängst eingeschlagenen *spatial turn* (vgl. Döring/Thielmann 2008) und prominent gewordener Konzepte zu Erinnerungs- und Gedächtnisorten, in der Oral-History-Forschung bisher selten einen anderen Status als den einer Referenz- oder Hintergrundfolie für das einst Geschehene und deren lebensgeschichtlichen Nachbetrachtungen zugeschrieben bekommen hat; insofern erdräumliche Ausschnitte bislang allenfalls als überdauernde Schauplätze, Metaphernhülsen oder materielle Speicher der Geschichte in Betracht kamen (vgl. Trower 2011).

Interessanterweise können lebensgeschichtliche Erzählungen doch ebenso und neuerlich Forschungsanlass dazu bieten, die ihnen eingeschriebenen Geographien und damit das räumliche Neben- und Übereinander von Vergangenheit und Vergangenheitsdeutung stärker in den Fokus zu rücken. Denn in der Artikulation lebensgeschichtlicher Erzählungen liegen neben den offenkundigen Zeitbezügen, dem zeitlichen Nacheinander und der je eigenen biographischen Verflochtenheit in größere Geschichtszusammenhänge, ferner auch unzählige Raumbezüge vor (unter anderem geographische Imaginationen, Raumvokabeln, räumliche Erzählweisen). Dass eine lebensgeschichtliche Erfahrung neben ihrer inhärenten Narrativität und Zeitlichkeit gleichwohl nicht weniger auch von einer genuinen Materialität und Räumlichkeit beeinflusst wird, versucht der folgende Beitrag insgesamt gesehen anhand des Konzepts des „geohistorischen Spurenlesens“ (vgl. Leipold 2021) zu thematisieren und für die Oral History-Forschung fruchtbar zu machen. Dabei rücken unter Rekurs auf ein mikrohistorisch inspiriertes Indizienparadigma (vgl. Ginzburg 1988; Krämer et al. 2007) sowie aktuelle raum- und geschichtstheoretische Diskurse die Lebensgeschichten Einzelner nicht nur als geschichtlich-biographische Erzählungen in den Mittelpunkt der Betrachtung, sondern ebenso als geographische Settings, die neben dem linearen Verzeitlichen ebenso das Verräumlichen von Selbsterfahrungen in den Blick nehmen, mit all den darin eingelassenen sprachlichen, objekthaften, erinnerten oder inkorporierten Spuren der Vergangenheit. An der Lebensgeschichte Karl Westhäusers wird schließlich fallbeispielhaft zu zeigen sein, wie Geschichte und Erinnerung in ihrer räumlich-gründierten Erfahrbarkeit untersucht werden können – mit dem Ziel, ein bisher kaum betretenes „Niemandland des Gedächtnisses“ (Lanzmann 2000: 105) DDR-bezogener Geschichtsforschung theoretisch wie forschungspraktisch zu erschließen.

2. Geohistorisches Spurenlesen von Erinnerung – Das Beispiel DDR-Grenzerinnerungen

„Wer sich der eigenen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muss sich verhalten wie ein Mann, der gräbt“ (Benjamin [1932]2004: 44).

Obwohl der öffentliche Umgang mit der DDR-Vergangenheit bis heute durch Begriffsformeln wie „Unrechtsstaat“, „SED-Diktatur“ oder „Stasi-Herrschaft“ weithin eingeübt scheint – man denke nur an die zahlreichen Gedenkanlässe, bei denen sie immerwährend zur Sprache kommen –, lässt sich jedoch nicht übersehen, dass die „ostdeutsche“ Geschichte fernab totalitarismustheoretischer Deutungsmuster gegenwärtig eine geradezu noch „umkämpfte Vergangenheit“ (Bock/Wolfrum 1999) darstellt.

In Anlehnung an Jan Assmann (2007: 48) könnte man sagen, dass sich die kollektive Erinnerung an die DDR derzeit in einem „floating gap“ befindet, d.h. in einer sich